

Die Neue Welt

Nr. 3

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Die Insel der Seligen.

(Fortsetzung.)

Novelle von August Strindberg. Autorisierte Uebersetzung.

Als die Nacht hereinbrach, war man nicht weiter gekommen, als zum Sammeln von scharfen Steinen; man kroch zum Schlafen in Höhlen, Grotten und unter die umgekehrten Boote.

Am folgenden Morgen begann die Arbeit an den Bogen, nachdem zuvor der eine und der

Sturm aufs Land geworfen hatte, waren verzehrt.

Groß war die Jagdbeute nicht. Pastor und Schmied, die auf denselben Hasen gezielt hatten, gerieten in Streit, wer von ihnen ihn getötet habe; hätten sich geschlagen, wenn nicht Lasse dazwischentreten und die Sache

langten auch zu essen. Da wollte aber niemand teilen!

Von neuem mußte Lasse dazwischentreten, und er erlegte jedem Mann auf, der Vater war, seine Beute mit seiner Frau zu teilen. Es war aber rein unmöglich, die Väter herauszufinden, denn in den drei Jahren auf der Insel der



Einlassen des großen Zugnetzes in das Wasser.

andere den Versuch gemacht hatte, mit Steinwürfen ein Tier zu töten; deren Häute wurden sofort abgezogen und als Kleider für die minderjährigen Kinder verwandt.

Als am dritten Tag eine Anzahl Bogen fertig waren, zogen die Männer auf Jagd aus; und auch die Frauen, die keine Kinder zu bewachen hatten. Es war im letzten Augenblick der Not, denn alle Muscheln, die der letzte

dahin entschieden hätte, daß sie die Beute teilen müßten.

„Jetzt beginnt die Schlägerei“, sagte Lasse zu sich selbst; und der Austritt machte einen schlechten Eindruck auf die Anwesenden.

Man mußte die Tiere roh essen; was widrig war. Als man sich aber bei der Mahlzeit befand, kamen alle Frauen, die die Kinder hatten bewachen müssen, und ver-

Seligen hatten sich Männer und Frauen miteinander vereinigt, ohne auf die Waterschaft achtzugeben.

Zwist entstand, und Lasse mußte dazwischentreten. Nachdem er Männer und Frauen in zwei Haufen geteilt, forderte er jedes Weib auf, einen Mann zu wählen. Dann mußte jedes Weib feierlich versprechen, sich mit keinem anderen Mann einzulassen, solange ihr Mann

für sie und ihre Kinder Essen und Kleider schaffen. Das fanden alle recht und billig.

Peter Snagg aber, der immer opponieren mußte, warf die Frage auf, was der Mann tun müsse, wenn das Weib untreu werde. Darauf antwortete Lasse, er brauche sie dann nicht mehr zu versorgen, das heißt, er habe ein Recht, sich von ihr zu trennen oder sie fortzujagen; denn die Natur habe nicht beabsichtigt, daß der eine das Vergnügen des anderen mit seiner Arbeit bezahlen solle.

„Damit haben wir also die Ehe wieder,“ dachte Lasse für sich.

Alle halberwachsenen Kinder mußten sich aus den Knochen der verzehrten Tiere Angelhaken machen; diese wurden an Schnüren aus gedrehtem Gras befestigt; so konnten sie anfangen zu fischen.

So hatte die junge Gemeinde eine Zeitlang ein recht mühseliges Leben. Der Winter in den Grotten war hart, denn man hatte noch kein Feuer.

Als der Frühling kam, merkte man mit Schrecken, daß das Wild weniger wurde. Man mußte immer tiefer und tiefer in die Wälder hinein; man mußte auswärts schlafen, und das Heimtschleppen der Beute war ein schweres Stück Arbeit. Der Streit um die Beute fing an allgemeiner zu werden und der Friede war gestört. Da kam, gerade noch zur rechten Zeit, als die Gemeinde zusammenzufallen drohte, Pastor Aronius eines Tages mit dem Feuerstein heim, nach dem man sich so lange gesehnt hatte. Es war ein Stück Schwefelkies. Der Pastor aber war eifersüchtig auf seine Entdeckung. Und Lasse, der allein sein Gedächtnis besaß, schloß mit Aronius ein Bündnis.

Sie hatten lange gesehen, wie das Volk unzufrieden geworden war; sie hatten gemerkt, wie ein gewisser Widerwille gegen die beschwerliche Jagd entstand, und daß sich alle nach den seligen Tagen zurücksehnten, da niemand zu arbeiten brauchte. Die Gärung war allgemein. Lasse und Aronius, die vollauf damit zu tun hatten, die Bogen zu verbessern, Kleider anzufertigen und Zwiste zu schlichten, konnten für die Jagd nicht viel Zeit erübrigen; deshalb mußten sie sich ihr Essen von den anderen erbetteln; die aber gaben nur widerwillig von ihrer Beute etwas ab. Jetzt war jedoch die Zeit gekommen, daß sie nicht mehr zu betteln brauchten, da sie gegen einen großen Dienst, den sie der Gemeinde leisteten, als Gegendienst verlangen konnten, daß man sie ernähre und kleide. Der Winter näherte sich und das Bedürfnis nach Feuer wurde fühlbarer als je.

Lasse rief alle Leute zusammen. Er stellte ihnen vor, daß es notwendig sei, nach verschiedenen Richtungen zu ziehen und neue Jagdgründe aufzusuchen. Das könne nur geschehen, wenn man die Wohnungen mitnehmen könne; denn jeden Abend eine Grotte zu finden, sei unsicher. Wenn man aber in tragbaren Zelten wohnen könne, sei die Frage gelöst. Um aber in Zelten wohnen zu können, müsse man Feuer haben. Wer jeden Augenblick Feuer schaffen könne, der sei der größte Mann der neuen Zeit. Pastor Aronius und er, Lasse, hätten zusammen eine Art, Feuer zu machen, entdeckt. Jetzt frage er die Gemeinde, ob sie ihn und den Pastor dafür, daß sie Feuersteine bekämen, ernähren wollten. Die Versammlung antwortete mit einem schallenden „Ja!“

Da ließ Lasse einen Holzstoß errichten. Warf ein Marderfell dem Pastor über den Kopf und ein Fuchsfell über seine eigenen Schultern. Sich der Sonne zuwendend, die er als Quelle des Feuers begrüßte, murmelte er einige hebräische Worte, die der Pastor mit ebenso unverständlichen beantwortete. Darauf befahl er dem Volk, auf die Knie zu fallen. Der Pastor schlug Feuer, und der Holzstoß stand in hellen Flammen.

„Jetzt,“ sagte Lasse mit lauter Stimme, „beginnt eine neue Epoche. Mit dem Feuer können wir übers ganze Land wandern.“

Nachdem Lasse allen das Versprechen abgenommen, zu bestimmter Zeit ihren Tribut abzuliefern, teilte er Feuersteine aus und befahl dem Volk, sich Zelte zu machen, sich in fünf Haufen zu teilen und ihrer Wege zu ziehen.

In sieben Tagen waren die Zelte fertig, und dann zogen sie in die Wälder hinaus; mit der Zusage, jedes Jahr bei der Wintersonnenwende, wenn die Tage länger werden, zusammenzukommen, in so großer Anzahl wie nur möglich, und mit einem gewaltigen Feuer die Rückkehr der Sonne und die Entdeckung des Feuers zu feiern.

Außerdem erklärte ihnen Lasse, Pastor Aronius gebe durch ihn, Lasse, zu erkennen, daß er nicht mehr Aronius zu nennen sei, sondern einfach Uffka heißen wolle; das sei ein Wort von tiefer Bedeutung, hinter dessen eigentlichen Sinn Lasse noch nicht gekommen sei, denn es sei so tief, daß sechs Menschenalter nötig seien, um es zu ergründen. Dann zogen sie fort.

Lasse aber und Aronius, oder wie er jetzt hieß, Uffka, die nicht zu jagen brauchten, saßen zu Hause beim Feuer und taten sich gütlich.

Da sie mehr Speisen hatten, als sie essen konnten, bestachen sie bald einige Männer und Frauen, die auch keine Lust hatten, in den Wäldern umherzulaufen, ihr Feuer zu schüren, ihr Essen zu braten und ihre Kleider zu nähen.

„Jetzt haben wir auch Herren und Diener,“ sagte sich Lasse, „werden sehen, wie alles enden wird.“

6.

Die Zeit ging ihren Trott, und Lasse saß in guter Ruhe und nahm seinen Tribut.

Als aber ein Jahr nach dem großen Opfer vergangen war, wartete er vergebens, und die Hungersnot war nahe. Da sandte er Uffka, der mit einem langen, aus Krähenfedern gemachten Rock bekleidet war, aus, um zu kundschaffen und den Klaffaffen ihren Tribut abzulockern.

Als Uffka zurückkam, sah er abgerissen und übel zugerichtet aus. Daß Volk glaube nicht mehr an ihn und man brauche Lasses Feuersteine nicht mehr, nachdem Peter Snagg entdeckt habe, wo sie zu finden sind.

Lasse aber hatte anderes in Bereitschaft, denn er war ein kluger Mann und hatte sein Gedächtnis behalten. Die Stämme zusammenzurufen, lohnte jetzt nicht mehr, vielmehr wollte er Peter Snagg und seinen Stamm auffuchen, um ihn auf seinem eigenen Grund und Boden und in Gegenwart von Zeugen zu schlagen.

Als er endlich nach einer anstrengenden Tagereise das Snaggsche Zeltdorf erreicht hatte, trat er ein und grüßte Peter ehrerbietig. Nach einem geheimen Zwiegespräch waren sie für eine neue Erfindung eine Kompagnonschaft eingegangen. Der Stamm wurde zusammengerufen und Snagg hielt folgende Rede.

Das Jägerleben habe seine Anstrengungen und Uebelstände gehabt. Bald habe man Ueberfluß an Fleisch gehabt, so daß es faul geworden sei, bald Mangel. Schwache Versuche, durch Trocknen den Ueberfluß zu bewahren, seien allerdings gemacht worden. Jetzt hätten er und Lasse einen geheimen Stein entdeckt, der Fleisch, Fische und Häute vor Fäulnis bewahren könne. Die Folgen von dieser größten Erfindung der Zeit seien unberechenbar. Jetzt könne man zu bestimmten Zeiten jagen und dann ruhig dasitzen; und ruhig dasitzen sei doch der größte, reinste und sicherste Genuß des Lebens. Ob der Stamm Lasse und ihm, Peter, Tribut zahlen wolle, wenn er ihre Entdeckung bekäme? Ein donnerndes „Ja“ war die Antwort.

Peter teilte darauf einen weißen zerquetschten Stein aus, den er Salz nannte, und forderte das Volk auf, jede Woche zu kommen und seinen Vorrat gegen Ablieferung des Tributs zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pflanzenwelt in Wehr und Waffen.

Von Hermann Krafft.

(Schluß.)

Nicht immer sind die letztgenannten Schutzmittel bei den Pflanzen während deren ganzen Lebensdauer vorhanden, sondern oft nur zu gewissen Zeiten. So trägt der Birnbaum nur in seiner Jugend Dornen, die ihn, so lange er niedrig ist, gegen weidende Tiere schützen. Bei Bäumen, deren Blätter der Gefahr des Abweidens nicht mehr ausgesetzt sind, sind auch die Waffen überflüssig. Andere Pflanzen, beispielsweise die Stachelpalme (Nex), tragen das Schutzmittel nur an den unteren Blättern. Die oberen Blätter sind keineswegs in Gefahr und können daher der Waffen entbehren.

Von dem Schutz der Blätter gegen Kälte war schon die Rede. Hier wäre aber noch des herbstlichen Laubfalles unserer Laubgehölze zu gedenken. Der Frost müßte, falls das Laub nicht abgestoßen würde, derart auf die Blätter wirken, daß nicht nur diese zugrunde gerichtet würden, sondern auch die ganze Pflanze müßte Schaden erleiden. Dies zu vermeiden, stößt die Pflanze die Blätter ab, nachdem sie denselben alle Nährstoffe entzogen hat. Mit dem abgeworfenen Laub hüllt sie dann gleichzeitig ihre Wurzeln gewissermaßen ein und sorgt so, daß den letzteren ein bestimmter Grad von Wärme erhalten bleibt, der die auch im Winter unbedingte notwendige Saftzirkulation in den verbleibenden Organen ermöglicht. Das abgefallene Laub deckt bei dieser Gelegenheit auch noch kleinere Pflanzen ganz mit zu, diesen auf solche Art wirksamen Winterschutz verleihend. Viele unserer niedrigen Waldkräuter wachsen nur dort, wo ihnen die größeren Genossen zum Winter einen wirksamen Schutz versprechen. Krautartige Pflanzen lassen, bevor der Winter hereinbricht, ihre ganzen oberirdischen Organe absterben und ziehen sich zu beschaulicher Winterruhe in den schützenden Schoß der Erde zurück. Manche dieser Pflanzen sind so vorsichtig, mit dem überlebenden Teil so weit zurück zu gehen, daß dieser von dem in die Erde eindringenden Frost nicht erreicht werden kann. Dies gilt namentlich von vielen Zwiebel- und Knollengewächsen. Die Zwiebeln der bekannten Herbstzeitlose können als Stationenpunkte der Grenzlinie der Frostschicht der betreffenden Wiese angesehen werden. Je tiefer der Frost in die Erde einzudringen vermag, um so tiefer sitzen auch die Zwiebeln.

In ähnlicher Weise sorgen manche Wasserpflanzen, daß ihre Art nicht durch die winterliche Kälte ausgerottet wird. Da ist u. a. die Wasser- oder Krebsischeere, welche sich im Herbst von der Oberfläche des Wassers auf den Boden senkt, um hier die künftige Generation vorzubereiten. Andere, so das Saichkraut, bilden im Herbst besondere Sprosse, die ebenfalls hinabtauchen und drunten im Schlamm vor Anker gehen, wo der Frost sie nicht erreicht.

Auch viele Landpflanzen treiben im Herbst besondere Sprosse, welche eine möglichst geschützte Stelle am Erdboden aufsuchen, um hier zu überwintern. Derartige Wintersprosse zeichnen sich meist durch eine gedrängte Anordnung der Blätter aus und sind nur schwach grün gefärbt oder ganz farblos. Hierdurch wird die Transpiration auf das denkbar niedrigste Maß herabgemindert. Wenn wir im Winter die Laubdecke eines Waldes lüften, so werden wir derartiger Wintersprosse nicht wenige finden. Die Goldnessel (Galeobdolon), eine bekannte Pflanze unserer Laubwälder, hat auch solche Wintersprosse, die jedoch schon teilweise im Sommer ausgebildet werden. Im Sommer

sind dieselben von ebenso grüner Farbe wie die aufrechten eigentlichen Sommerprossen, im Winter dagegen nimmt die Unterseite der Blätter eine rötliche Farbe an, während sich auf der Oberseite weiße Flecken einstellen. Die rote Farbe nimmt die wenigen von der Erde ausgehenden Wärmestrahlen besser auf, und die weißen Flecken auf der Oberseite vermindern die Transpiration.

Durch den Wasserentzug, den die Pflanze in manchen ihrer Organe im Herbst vornimmt, der auch beim Laubfall eine wesentliche Rolle spielt, schließt sich die Pflanze in reicher Weise gegen die Kälte. Kann die Pflanze diese Prozedur nicht rechtzeitig vornehmen, wie das z. B. in kalten und nassen Herbstzeiten der Fall ist, so geht die Pflanze unter den Einwirkungen der Kälte viel leichter zugrunde oder erleidet größeren Schaden. Der Gärtner sagt dann: die Pflanze oder deren Holz war „nicht ausgereift“. Nach einem warmen, trockenen Herbst ist die Gefahr des Erfrierens für manche Pflanzen bei weitem nicht so groß.

Wenn wir mit bewaffnetem Auge in das Innere des Pflanzenkörpers eindringen wollen und vom Chemiker einiges Handwerkszeug entleihen, dann würden uns noch manche Kräfte und Einrichtungen bekannt, die sich als wirksamer Schutz gegen die Einwirkungen der Kälte erweisen. Wir würden dann, um nur einiges hier anzudeuten, sehen, wie infolge der sinkenden Temperatur (im Herbst natürlich) eine Eisbildung im Innern der Pflanze vor sich geht, wodurch eine Konzentration der Pflanzensäfte herbeigeführt wird, wir würden aber auch gleichzeitig erkennen, daß gerade durch diese Eisbildung in manchen Fällen ein sicherer Schutz gegen den vollständigen Tod erzielt wird. Die Zusammensetzung der Säfte innerhalb der Pflanze (diese Zusammensetzung ist im Winter anders als im Sommer) und die Kleinheit der Zellen bilden einen oft recht wirksamen Schutz gegen die Kälte. Etliche Zellen und Gebilde, so die Schließzellen und die Haare mancher Pflanzen sind so widerstandsfähig gegen die Kälte, daß sie ausschließlich noch eine Tätigkeit im Blatte entfalten, wenn die sie umgebenden übrigen Pflanzenzellen durch Gefrieren bereits zum Absterben gebracht worden sind.

Wenn wir mit denselben Hilfsmitteln zu Sommerzeiten manche Blätter untersuchen wollten, so würden wir wieder andere Kräfte erkennen, die wiederum als besondere Schutzmittel anzusehen sind: die Giftstoffe. Weidendes Vieh läßt zumeist die Pflanzen, deren Blätter Giftstoffe enthalten, unberührt und darum können wir nicht umhin, auch die Giftstoffe zu den Schutzmitteln zu rechnen. Damit wären wir wieder bei den Tieren als Feinde der Pflanze angelangt und wollen da noch einige Episoden aus dem Pflanzenleben erhaschen, die sich ohne weitere Hilfsmittel verfolgen lassen.

Als ausgezeichnete Strategen lernen wir da Pflanzen kennen, die durch Anlage kleiner Festungsgräben die Angriffe kleinerer Tiere abwehren. So bildet die bekannte Weberkard durch die stengelumfassenden unteren Teile der Blätter kleine Gruben, in denen fast beständig etwas Wasser angeammelt ist, worin schon mancher Angreifer sein Leben lassen mußte.

Wieder andere Pflanzen haben sich sogar eine Schutztruppe zugelegt. Diese Pflanzen, welche man allgemein als Ameisenpflanzen bezeichnet, gewähren gewissen Ameisen (oder auch anderen Tieren) Obdach oder Nahrung oder auch beides. Dafür bekämpfen diese Kostgänger andere Tiere, welche gefahrbringend für die betreffende Pflanze sind. Das Obdach wird entweder in hohlen Wurzel- oder Stengelgebilden oder in taschenförmigen Organen, die sich auf der Unterseite der Blätter bilden, gewährt. Die Nahrung besteht aus einer honigartigen Ausscheidung, die bestimmten Drüsen entstammt.

Die bedeutendsten Ameisenpflanzen sind in den Tropen heimisch und daher für unsere Studien nicht zu haben. Aber auch unsere Flora beherbergt Pflanzen, die wir zu dieser eigentümlichen Pflanzengruppe rechnen müssen. Hierher gehören *Vicia*-Arten, bei denen die Honigdrüsen, welche den Ameisen Nahrung geben sollen, an der Unterseite der Nebenblätter sitzen. Beim *Brunus* finden wir die Honigdrüsen am Blattstiel, bei den *Melampyrum*-Arten an den Hochblättern. *Centaurea montana* (ein hübscher dankbarer Korbblietler unserer Gärten) ist am Hülfelch, die Bitterpappel am Grunde der ersten Frühjahrblätter und der Adlerfarn in der Jugendform am Grunde der untersten Wedelabschnitte mit den Ameisennektarien versehen.

Da im Kampfe zwischen Tier und Pflanze sich letztere stets in der Defensiv befindet, so ist es erklärlich, daß sich die Waffen und Schutzmittel der Pflanzenvelt auf die Verteidigung beschränken. Wir können aber, wenn wir gerade wollen, auch Angriffswaffen finden, und als solche gewissermaßen schon die Ameisenstruppen betrachten. Dann müssen wir auch den insektenfressenden Pflanzen solche Angriffswaffen zuerkennen. Zwar kann die Pflanze mit ihren Waffen dem Feind nicht auf den Leib rücken, allein sie vermag ihre Wente gewissermaßen im Hinterhalt aufzulauern, und das tun denn auch die insektenfressenden Pflanzen geistlich. Der auf unseren Mooren heimische Sonnenlappet versteckt sich allerdings nicht, allein er tut, als halte er gasfrei Haus und bietet auf seinen Blättern Honig oder sonst einen lederen Schmaus aus; durch diese Vorpiegelung lassen sich Insekten zum Weichwerden der Blätter verleiten und -- um ihr Leben ist es geschehen. Die *Drosera* setzt ihre Tentakeln in Bewegung, die Wente festzuhalten und geht sofort an die Zerstörung derselben. Ähnliches können wir beim Fettkraut und dann auch bei den verschiedenen in den Gärtnereien kultivierten *Sarracenen*, *Repenthes* und anderen insektenfressenden Pflanzen beobachten. Daß die fannenförmigen Gebilde, in denen die Insekten gefangen werden, bei diesen Pflanzen keine Blumen sind, wie in Laienkreisen vielfach angenommen wird, sei hier nebenbei bemerkt.

Auch die Blume ist allerlei Gefahren ausgesetzt; im Leben der Pflanze kommt ihr eine nicht minder bedeutungsvolle Obliegenheit zu als dem Blatte. Zweck der Blume ist die Fortpflanzung der Art. Was Wunder also, wenn die Pflanze auch ihre Blumen gegen die mannigfach drohenden Unbilden zu schützen versucht und dabei oft recht raffiniert vorgeht. Besonderer Wert legt die Pflanze auf den Schutz der edelsten Teile der Blume, der eigentlichen Fortpflanzungsorgane: Staubgefäß und Stempel. Kelch und Blumenblätter sind an und für sich schon Schutzmittel dieser Organe, sie werden es aber noch mehr durch besondere Eigenschaften. In dem Blumenschlaf, der sich in wechselreicher Gestalt bei den verschiedenen Blumen zeigt, schützt die Blume die edlen Organe gegen Kälte oder gegen übergroße Wärme, gegen Regen und Feuchtigkeit und auch wohl gegen unliebsame Insektenbesuche.

Weit besser noch als bei den Blättern läßt sich der Unterschied zwischen Tag- und Schlafstellung bei den Blumen beobachten. Ein paar Beispiele für viele. Betrachten wir *Crocus*, *Gentianen*, *Anemonen*, *Ranunkeln* und ähnliche Blumen, deren Form an Kelche, Trichter oder Sterne erinnert, am Abend, am frühen Morgen oder bei trüber, regnerischer Witterung am Tage, so sehen wir die im heiteren Tageslicht ausgebreiteten Blumentronen geschlossen, oft tütenförmig zusammengedreht. Gänseblümchen und andere Korbblietler legen in der Schlafstellung ihre strahlenförmigen Randblüten pyramidenartig über die Mitte des Blütenkorbes zusammen. Die Wöhre und andere Doldenblietler schließen

nicht nur ihre einzelnen kleinen Blüten, sondern sie neigen während der Nacht den ganzen Blütenstand durch eine bogenförmige Drehung des Blumenstengels der Erde zu. Eine gleiche Zuwendung der Blumenscheibe nach der Erdoberfläche hin läßt sich beim Stiefmütterchen und vielen anderen Blumen verfolgen; wenn die Sonne am Himmel aufsteigt, „da heben die blauen Weilschen die Köpfe in die Höh.“ Die Wetterdistel (*Carlina*) ist so empfindlich gegen feuchte Luft, daß sie sich den Ruf eines Wetterpropheten erworben hat. Die Pflanzenvelt weiß den Blumenschlaf auch als ein vorzügliches Mittel gegen übergroße Wärme zu schätzen. „Der Flachs schläft“, sagen die Bauern, wenn sie am heißen Mittag an einem Flachsfelde vorbeikommen und nichts von den blauen, am Vormittag noch so herrlich leuchtenden Augen bemerken. Endlich wäre hier noch der Nachtschwärmer unter den Blumen zu gedenken, Blumen, die den ganzen Tag verschlafen und erst gegen Abend oder gar in der Nacht zum Leben erwachen. Die Nachtlächtnelke (*Silene*), die Königin der Nacht (*Ceruus*) und die Lotusblumen sind einige der bekannteren Beispiele für diese Art Blumenschlaf.

Auch sonst sind die Wege recht eigenartig, welche die Blume wandelt, um ihre edlen Organe gegen allerlei Unbilden zu schützen. In den herabhängenden Blumenglocken der Malblume, der Glockenblume und ähnlicher Pflanzen vermag kein Regen einzudringen. Andere Blumen, die horizontal vom Stengel absteigen, schieben eine Oberlippe etwas vor, so daß wiederum kein Regen in das Innere der Blumen dringen kann. Dann finden wir Blumen, welche zwei oder mehr ihrer Blumentronblätter dachartig über Stempel und Staubgefäße angeordnet tragen. Wieder andere Blumen verkriechen sich unter die Laubblätter. Ja, es sind selbst Blumen vorhanden, die sich einen besonderen Schirm verschaffen, so erzeugt die *Portensia* zweierlei Blumen: kleine fruchtbare und größere unfruchtbare. Die größeren müssen den kleineren als Schirm dienen. Bei der großen Mehrzahl von Blumen wird der Schutz gegen äußere Einflüsse den Fortpflanzungsorganen nur solange gewährt, als diese ihn bedürfen. Haben letztere ihren Zweck erfüllt, d. h. hat eine Befruchtung stattgefunden, so setzt das Schutzmittel in seiner Funktion aus.

So lieb den Blumen der Besuch bestimmter Insekten sein muß, und so sehr sie sich abmühen, solchen Besuch durch Farbe und Geruch herbeizulocken, so unangenehm sind ungebetene Gäste und so große Anstrengungen vollzieht die Blume, letztere sich vom Halse zu halten. Mittels recht mannigfacher Einrichtungen sucht in dieser Beziehung die Blume ihren Zweck zu erreichen. Oft genügt bereits die eigenartige Anordnung von Kelch- und Blumentronblättern, den nicht genehmen Besuch fernzuhalten. Ein andermal sind förmliche Ballisaden von Härchen, Stacheln, Borsten, Stacheln und ähnlichen Gebilden innerhalb oder außerhalb oder gar an beiden Stellen bei der Blume errichtet. Auch Fuhangeln in Form von Klebstoffen werden angelegt. Bei manchen Ameisenpflanzen wird der Schutztruppe lediglich Speise geboten, damit der Blume Schutz verliehen wird. In solchen Fällen wird der Sold dann natürlich nur solange gezahlt, als der Schutz notwendig ist. Hat die Befruchtung stattgefunden, so versiegeln die Honigdrüsen und die Söldner können einem anderen Herrn ihre Dienste anbieten. Hierfür gibt eine Distelart, *Serratula*, ein markantes Beispiel.

Nur halbe Arbeit würden die Pflanzen leisten, wollten sie Blatt und Blume schützen und den Samen sich allein überlassen. Diese halbe Arbeit würde dann auch noch vergeblich sein, denn im Grunde genommen zielt doch das ganze Leben der Pflanze auf die Erzeugung der Nachkommenschaft hin. Auch der Same ist manchen Gefahren ausgesetzt und die Pflanze



Berittene Fischer bei der Arbeit.

weiß diesen sehr wohl Widerstand entgegen zu setzen. Schon die den eigentlichen Samen umgebende Hülle ist ein in mancher Beziehung wirksamer Schutz, der um so höher anzuschlagen ist, je härter oder widerstandsfähiger die Hülle ist, oder je mehr Stacheln oder sonstige Abwehrvorrichtungen diese aufweist.

Der Same muß in seiner Hülle ausreifen. Dies kann bei Feuchtigkeit nicht geschehen, daher ist Vorkehrung getroffen, daß die vielen kleinen Oeffnungen, welche die Schutzhüllen vieler Samenanlagen aufweisen, sich alsbald schließen, wenn die Luftfeuchtigkeit übernormal wird. Bevor der Regen einsetzt, sind die Oeffnungen zugequollen, um sich erst dann wieder zu öffnen, nachdem die Luft wieder trocken geworden ist. Nur trockener Luft kann der Zugang durch diese

Oeffnungen zu den Samenförnern gestattet werden. Etliche Pflanzen sind um ihrer Nachkommenschaft so sehr besorgt, daß sie den Samen in die Erde einbohren oder in eine Felsenspalte ablegen. Sobald eine solche Pflanze Samen angelegt hat, beginnt der vorher über das Laub hinwegstrebende Blumenstiel sich nach unten zu krümmen und dreht und wendet sich dann solange, bis er ein schützendes Obdach für seinen Samen gefunden hat. Das Alpenveilchen und das an Felsentwänden wuchernde Gymbelkraut (*Linaria Oymbelaria*) sind zwei der prächtigsten Beispiele für die „Mutterliebe“ der Pflanze.

Aber nicht nur für einzelne Organe hat sich die Pflanze zweckmäßige Schutzeinrichtungen zugelegt, auch ihren gesamten Organismus weiß sie den Verhältnissen anzupassen. Des

herbstlichen Laubfalles unserer Laubbölzer wurde bereits gedacht. Während bei uns der Laubfall als ein Schutzmittel gegen die Kälte anzusehen ist, wirkt er in tropischen Zonen als Schutz gegen Trockenheit. Dort werfen die Bäume die Blätter zu Beginn der Trockenperiode ab. Die Wirkung ist in beiden Fällen die gleiche.

Manche Pflanzen, darunter auch die bereits erwähnten Kakteen, wissen sich durch eine eminente Ausbildung des Dickenwachstums vor den schlimmen Folgen andauernder Dürre zu schützen. Andere wieder, so die Flechten, zu denen auch die in der Bibel erwähnte „Manna“-Flechte zählt, und das fogen. Auferstehungsmoos, sind dadurch gegen Trockenheit geschützt, daß der Körper dieser Pflanzen stark hygroskopisch ausgebildet ist. Das heißt, der Körper vermag schnell größere Mengen von Feuchtigkeit aufzunehmen und diese dann längere Zeit zu bewahren. Mit der allmählichen Wasserabgabe in regenloser Zeit

schrumpft der Körper immer mehr zusammen, ohne jedoch seine Lebenstätigkeit einzubüßen, selbst dann nicht, wenn alle Feuchtigkeit bereits abgegeben ist. Bei Flechten, die dort wachsen, wo eine regelmäßige Bewässerung nicht stattfindet, können Beobachtungen nach dieser Richtung hin leicht angestellt werden. Bei anhaltender Trockenheit sehen wir den Pflanzenleib von Tag zu Tag an Ausdehnung verlieren, und nach einem stattgefundenen Regenwetter finden wir den ganzen Körper wieder aufgequollen.

Es ließen sich noch recht viele Einrichtungen schildern, die beweisen, daß die Pflanzenwelt in ganz vorzüglicher Weise mit Wehr und Waffen ausgestattet ist, hier sei zum Schlusse nur noch auf eine Erscheinung hingewiesen, die man sonst nur im Tierreiche zu suchen gewohnt ist, die



Einholen des Netzes.

Mimikry. Unter dieser Bezeichnung verstehen wir bekanntlich die Fähigkeit eines Wesens, zum Zwecke des Schutzes das Ansehen eines anderen Wesens anzunehmen. Etwas Neuliches wollen manche Botaniker nun auch für die Pflanzentwelt geltend machen. Als Beispiel mag hier der Bienensaug, auch Laubnessel genannt, angeführt sein. Diese Pflanze gleicht im ganzen

Das Fischen unter dem Eise.

Von Fritz Skowronnek.

Es hat lange gedauert, bis ich in der Mark Brandenburg heimisch geworden bin. In jedem Frühjahr, sowie der Flieder zu blühen begann, schnürte ich mein

Serg hängt . . . Und noch eins will ich hinzufügen: auch der Menschenschlag sagt mir zu. Es ist ein kräftiges Geschlecht, das dem sandigen Boden der Mark die Nahrung abringt.

Von der Eisfischerei auf märkischem Wasser möchte ich ganz offen sagen, daß sie mir in der ersten Zeit nicht sonderlich imponiert hat. Für die Wächter der großen, tiefen Seen in Ost-



Fischfang auf dem Eise. Nach dem Gemälde von A. Müller-Lingke.

Aufbau sehr der mit Brennborsten ausgerüsteten Brennessel, ohne jedoch die Brennborsten selbst zu besitzen. In der Tat läßt vieles Vieh, das die Brennessel verschmäht, auch die Laubnessel ungeschoren. Insofern mag deshalb die Mimikry auch als ein Schutzmittel im Pflanzenreiche angesehen werden. —

Bündel und floh aus dem steinernen Häusermeer Berlin in meine masurische Heimat. Seit einigen Jahren hat mich dieses Heimweh verlassen, und ich glaube, daß es von keinem anderen Erdstrich besiegt werden konnte als von der Mark Brandenburg. Denn sie gibt mir jetzt, was mir die Heimat bot und woran mein

preußen ist der Winter die Haupterntezeit. Dann werden geradezu gewaltige Massen von Fischen aus den Seen herausgeholt und in totem Zustande zum Teil über die Grenze nach Russisch-Polen oder nach Berlin transportiert. Der märkische Fischer, der in der Hauptsache lebende Fische nach Berlin zum Verkauf bringt,

bevorzugt aus leicht erklärlichen Gründen den Sommer, in dem er ohne große Mühe die Fische lebend nach der Reichshauptstadt schaffen kann.

Gleich bei unserem ersten Ausflug lernte ich die Fischweid kennen, mit der man einen guten Hecht aus dem Wasser holt. Das geschieht mit den sogenannten Puppen. . . Als Köder dienen kleine Weißfische, die mit einem dichten Fischnetz unter dem Eise gefangen werden. Schon am Tage vorher werden in der Gegend, wo man angeln will, zahlreiche Löcher in das Eis gehackt, nicht allzu weit vom Ufer, sondern etwa da, wo der flache Seerand zur Tiefe abfällt. Die Angel besteht aus einer 4 bis 5 Klafter langen starken Hanfschnur, an der unten ein Vorfach aus Messingdraht und ein Doppelhaken befestigt sind. Der größte Teil der Schnur ist auf einen armdicken Holzblock aufgewickelt, der neben der Wuhne aufgestellt wird. Faßt der Hecht den Köderfisch, dann fällt der Block um, die Schnur rollt ab und gibt dem Hecht so viel Spielraum, daß er in die Tiefe gehen kann, wo er seine Beute zu verschlucken beginnt. Ein starker Baumast, der über die Wuhne gelegt wird, verhindert es, daß der Hecht den Holzblock unter Wasser zieht.

Bald hatten wir die ersten Angeln mit dem Köderfisch bestückt und ins Wasser gesenkt. Wir machten etwa die elfte oder die zwölfte Puppe aufgestellt haben, als die erste umfiel und zu rollen begann. So schnell hatte ich den ersten Erfolg nicht erwartet. Hätte ich meiner ersten Umgebung folgen können, dann wäre ich im Sturmschritt darauf losgesaust. So aber mußte ich mein Jagdfever bändigen und mit geschickten Schritten die 200 Meter neben einem Freunde hergehen, der gar keine Eile zu haben schien, an die umgefallene Puppe zu kommen. Sie lag auf dem Wasser der Wuhnen und rührte sich nicht. Auch jetzt mußte ich meine Ungebuld noch zügeln. Erst nach einer ganzen Weile griff mein Freund zu, holte vorsichtig die Reine ein, bis er Fühlung mit dem Fisch bekam, und dann holte er ihn mit blitzschnellen Griffen ein. Ehe ich mich versah, lag ein Hecht von 4 Pfund auf dem Eis.

Nicht immer spielte sich der Vorgang so einfach ab. Einmal war ein starker Hecht von mehr als 10 Pfund an der Angel, der so schwer im Wasser stand, als wenn die Angel im Grunde festgehakt wäre. Aber der Haken hatte fest gefaßt, die Schnur war neu und stark, und da mußte er sich ja doch geben. Einige von den kleineren, die ich wahrscheinlich nicht mit der nötigen Schnelligkeit herausbeförderte, taten noch im letzten Augenblick, dicht unter der Wuhne, einen kräftigen Schwanzschlag, mit dem es einem durch das Brechen des Hafens zu entfliehen gelang. In wenigen Stunden hatten wir 16 Hechte gefangen, von denen ein schönes Gericht zu Mittag verspeist wurde.

In meiner Heimat kennt man den Fang der Hechte nach dieser Methode nicht. Die Verhältnisse liegen dort so, daß eigentlich niemand vorhanden ist, der sich dieser Art von Fischweid widmen könnte. Die Wälder haben zum mindesten 3000 Hektar zu bewirtschaften. Da lohnt sich wohl dieser Kleinbetrieb für sie nicht. Bei starkem Frost würde es auch mühsam sein, durch mehr als fußdickes Eis die Löcher zu schlagen. Hier in der Mark ist es anders. Da hält eben der Fischer die Wuhnen, in denen er die Puppen stellen will, den ganzen Winter über ohne große Mühe offen.

Die Stellnetze werden meiner Ansicht nach viel weniger verwendet, als sie es verdienen. Sie sind im Sommer an all den Orten unentbehrlich, wo man die Fische fangen will, die nicht an die Puppen oder Kalfschnüre gehen. Namentlich im Hochsommer und im Herbst leisten sie vortreffliche Dienste, wenn man sie in tiefen Gewässern an den Abhang der Scharberge aufstellt. Dann fängt man Meie, große

Barsche und Quappen darin. Auch im Winter kann man sie an diesen Orten aufstellen und wird sie selten am Morgen ohne Beute wieder heben. Den besten Dienst leisten sie jedoch im Frühjahr, wenn das Eis morsch wird und nur in der Nacht, wenn der Frost es zugezogen hat, betreten werden kann. Dann habe ich mit meinem alten Fischmeister, der ein Meister in jeder Art der Fischweid war, ein Brett über das Lauwasser des Ufers bis zum Eise geschoben. . . vorsichtig schritten wir auf der schwärzlichen Eisdecke dahin bis zum Gelege, in dem wir die Netze vermittels einer langen Stange ausschoben. Wie oft habe ich in den Frühjahrsnächten, trotz Strohmaterlage und Netz frierend, am Ufer gesessen, um die Netze zu bewachen. Und der Erfolg lohnte stets die Mühe, denn um diese Zeit sind die meisten Fischarten, die ihre Laichzeit herannahen fühlen, bereits aus der Tiefe auf die flachen Ufer gerückt und streichen ruhelos im flachen Wasser hin und her. Es ist allerdings mißlich, eine Gegend, in der manchmal bis zum 15. April mit dem schwersten Netz von vielen Menschen auf dem Eise gefischt wird, mit der Mark zu vergleichen, in der ich nun schon seit so und so vielen Jahren keinen rechten Winter erlebt habe. Ich will nur den Winter des vorletzten Jahres nehmen. Da lauerte ich mit Sehnsucht auf den Frost, der die Gewässer mit einer Eisdecke überziehen sollte, auf der man fischen könnte. Endlich im Februar kamen ein paar Tage, an denen es bei 3 bis 4 Grad in der Nacht froh. Bald darauf kam die sehnsüchtig erwartete Nachricht von meinem Freund, das Eis wäre so stark, daß wir mit dem Staknetz fischen könnten.

Bei dichtem Schneegestöber zogen wir am anderen Morgen zur Fischweid aus. Schon nach hundert Schritt waren wir an dem Gelege angelangt, wo wir den ersten Zug tun wollten. Der Ausdruck „Zug“ paßt ja eigentlich nicht, denn die Netze bleiben nach dem Ausstellen unbeweglich stehen.

Mit wenigen Schlägen der Art waren die Wuhnen geschlagen. Wir fischten mit zwei Netzen, die im rechten Winkel zur Hälfte nach dem Ufer hin, zur Hälfte längs dem Gelege ausgeschoben wurden. Auf diese Weise umschlossen sie einen rechteckigen Raum, dessen schmale, nach der Tiefe zu gelegene Seite etwa 25 bis 30 Meter betragen mochte. Die lange Erfahrung hatte den Fischern das nötige Augenmaß gegeben, so daß die beiden Netze sich beim Ausschieben in der Mitte gerade berührten. Zunächst wurde je eine Wuhne dicht am Rande geschlagen und von dort aus mit der langen Stange das Gelege unter dem Eise emsig abgesehen.

Die Eisdecke raubt leider dieser Methode des Fanges den großen Reiz, den sie im Sommer hat. Da kann man jeden Fisch beobachten, wie er vor dem Stoß der Stange bald schneller, bald langsamer flieht. . . Mancher schlaue Hecht sucht auch die Gefahr zu vermeiden und versucht dicht am Ufer im ganz flachen Wasser zu enttrinnen. Dann verhilft ihm ein blitzschneller Stoß mit der Stange zur Umkehr. Im Winter ist, wie gesagt, dieser Reiz geschwunden. Es bleibt nur die Erwartung, was man im Netze finden wird. Das war an diesem Tage nicht wenig. Wir hatten in etwa vier Stunden gut einen Zentner Hechte gefangen, an mancher Stelle sechs bis sieben auf einmal.

Das etwa ist der Kleinbetrieb der Eisfischerei. Zur Großfischerei gehört allein das Bugnetz. Dem Laien mag es unerfindlich sein, wie man ein so großes Gerät unter dem Eise Hunderte von Metern vorwärts bringt. Die Sache ist einfacher, als man glaubt.

Es war gegen Ende November des vorletzten Jahres, als mir ein Fischereipächter, der den nördlich von Bernau bei Ranke gelegenen Liepnitzsee, den Sellsee und noch eine Anzahl von Gewässern bewirtschaftet, die Nach-

richt zukommen ließ, daß er mit dem Winterzugek vom Eise aus fische. Es war am Morgen grimmig kalt, als ich auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin in den Vorortzug nach Bernau stieg. Es wehte ein frischer Nordost, den wir so recht verspürten, als wir im offenen Wagen die 10 Kilometer von Bernau nach Ranke zurücklegten. Als wir auf dem Sellsee anlangten, war bereits der erste Zug herangekommen. Soeben hatten die Fischer eine große Tafel Eis von 3 : 6 Metern im Gebiert losgehakt und seitwärts unter die Eisdecke geschoben. Dann hatten sie die beiden Schlitten, auf denen das Netz verladen war, in die Wuhne gestoßen, bis die vom Frost knochenhart gewordenen Netze erweicht waren, und darauf die Schlitten herausgeholt. Es war ein respektables Netz, die Flügel mehr als 100 Meter lang und der Sauf etwa 35 bis 40 Meter.

Nun galt es, erst die Flügel auszuspannen und dann das Netz nach dem Ufer hin zu bewegen. In genügender Entfernung biegt die Reihe der Löcher, die etwa 14 bis 15 Meter voneinander entfernt sind, im rechten Winkel nach dem Ufer zu um und endigt dort an einer fast halbmondförmig gestalteten großen Wuhne, aus der schließlich das Netz wieder emporgezogen wird.

Die Fortbewegung wird durch lange, armdicke Holzstangen eingeleitet, an deren einem Ende die Bugleine befestigt ist. Diese Stangen schiebt man unter dem Eise von der Einlaßwuhne in gerader Linie auf das nächste kleine Eisloch zu, wo sie ein Fischer mit einer Gabel, die er durchs Eis ins Wasser steckt, in Empfang nimmt. Durch einen Druck nach unten und vorn schiebt er die Stange auf das nächste Eisloch zu. Ist sie nach seiner Ansicht dort angelangt, dann sucht er sie auf.

Nicht immer gelingt es ihm, die Richtung einzuhalten. Dann muß er die Stange mit gebogenem Haken suchen. An dem Punkte, wo die Löcher im rechten Winkel nach dem Ufer zu umbiegen, wird die Reine hervorgeholt und auf eine Winde gewickelt, die auf einem verankerten Eisschlitten ruht. Mit Hilfe dieses Instruments werden die Flügel unter dem Eise auseinandergezogen.

Unterdessen hat der Fischer, der die Treibstange bedient, sie mit großer Mühe unter dem Eise in die neue Richtung gebracht und wieder vorwärts geschoben. Von Zeit zu Zeit kommen die Männer mit der Winde hinter ihm her, um durch die Kraft des Instruments das schwere Netz vorwärts zu schleppen.

Schließlich sind die Treibstangen in der halbmondförmigen Wuhne angelangt, aus der sie herausgenommen werden. Noch einmal treten die Winden in Aktion, bis das Netz in der Wuhne erscheint. Nun greifen die Fischer mit bloßen Händen zu, je zwei oder drei an der Ober- und Unterstimme eines jeden Flügels. Der Fischwirt hat sich inzwischen einige Schritte nach der Tiefe des Sees zu ein Loch durch das Eis geschlagen, um dort durch heftige Stöße der Volkenteile die dem Ufer zuflüchtenden Fische nach dem Sauf zurück zu treiben.

Eine halbe Stunde war uns der scharfe Wind unangenehm; dann hatte sich der Körper so leicht in der Großstadt verwöhnt, und mit doppelter Lebenslust verfolgten wir die Phasen des Fischzuges. Als das Netz herauskam, waren etwa 20 Pfund Fische darin, Kleinzeug, das wenig Verkaufswert besaß. Nur einige größere Barsche zeugten von dem Reichtum des Sees.

Der nächste Zug war dafür um so ergiebiger. Er brachte reichlich die Kosten des Betriebes für den Tag und noch ein schönes Stück Geld darüber. Es war mehr als ein Zentner Karpfen, die der Pächter zwei Jahre vorher als zweifünferige Exemplare eingefischt hatte. —

Die Versicherungsagentin.

(Fortsetzung.)

Erzählung von Knut Hamsun. Autorisierte Uebersetzung.

Die Frau Etatsrat schickte nach ihrem Mann, aber der wich nicht vom Plage. „Ich gehe nicht,“ sagte er. „Man lasse mir doch mein bißchen Frieden. Ach, was will man denn von mir?“

Und Frau Anderson nickte und nahm seine Partei: Gewiß, er könne doch sitzen bleiben.

„Wir können ja von Geschäften sprechen,“ sagte sie. „Dann dürfen Sie gewiß bleiben.“

„Ja, mit Ihnen möchte ich gern ein Geschäft, gnädige Frau. Lassen Sie hören! Ja, lassen Sie's bloß zu einem kleinen Geschäft zwischen uns kommen!“

„Nicht zu einem großen Geschäft?“

„Doch, auch einem großen Geschäft. Je größer, desto besser — ha—ha—ha. Gott segne Sie!“

Aber Frau Anderson meinte ganz im Ernst: sie wollte sein Leben versichern, ihn asseturieren.

„Ach so,“ sagte der Etatsrat verblüfft. „Die gnädige Frau ist Agentin?“

„Sehen Sie, das war vor ein paar Jahren. Ich mußte meinem Manne verdienen helfen. Was sollte ich anfangen?“ . . . Und sie erklärte weiter, daß sie ihn nicht hochnehmen wolle; die Versicherungssumme brauche nicht groß zu sein.

„Ja,“ sagte der Etatsrat, „wenn schon, dann auch für eine große Summe. Und vielleicht ist's überhaupt nicht unklug, sich versichern zu lassen.“

„Ich werde die Papiere meinem Manne nach Hause zur Unterschrift schicken,“ sagte Frau Anderson. „Der Form wegen muß der Arzt Sie untersuchen, trotzdem Sie gesund wie ein Säugling sind. Der Arzt der Gesellschaft wird unverzüglich kommen.“

Als der Etatsrat seiner Frau begegnete, sagte er kurz und gut:

„Ich hatte Geschäfte abzuwickeln und konnte nicht abkommen. Was willst Du von mir?“

„Du hattest Geschäfte abzuwickeln? Mit ihr?“

„Ich habe mein Leben versichern lassen. Es hat keine ungemeine Bedeutung, versichert zu sein. Sie vertritt die beste Gesellschaft.“

„Die schlechteste Gesellschaft,“ war die zweideutige Antwort der Etatsrätin, „die schlechteste Gesellschaft vertritt sie.“

Der Etatsrat freute sich, daß er sich der Frau Anderson hatte gefällig erweisen können. Er selbst hielt darauf, daß die Angelegenheit so schnell wie möglich erledigt werde, und als der Arzt aus dem Nachbarland erschien, ging der Etatsrat in bester Laune zur Untersuchung.

Natürlich fehlte ihm nichts, nicht das geringste.

Frau Anderson gab ihm die Hand und bedankte sich bei ihm.

„Hab ich Ihnen denn wirklich einen Gefallen damit erwiesen?“ fragte er.

„Einen großen Gefallen. Eine Hilfe. Ich möchte nicht gern mehr sagen.“

Da ließ der Etatsrat das Allerbeste in seiner Natur siegen und sagte:

„Ich glaube eigentlich, daß ich auch den Generalkonsul dazu veranlassen könnte, dasselbe Geschäft mit Ihnen zu machen, wenn Ihnen daran gelegen ist.“

Da nannte Frau Anderson ihn Wohltäter und Freund. Sie sah sich in demselben Augenblick ringsum und errötete wunderbar auf beiden Wangen.

„Ich meine, wir könnten das jetzt gleich erledigen, solange der Arzt der Gesellschaft hier ist,“ sagte der Etatsrat zum Generalkonsul. „Wir tun gewiß ein sehr gutes Werk damit. Nicht etwa, daß sie es direkt gesagt hätte; aber . . .“

„Mir hat sie geradezu gesagt, daß sie arm ist,“ entgegnete der Generalkonsul. „Sie tut mir herzlich leid. Ein wunderschönes Kind, gefährliche Augen.“

Der Dichter ging mit ihm durch, er wollte nicht zurückstehen, sondern sich für eine ebenso hohe Summe wie der Etatsrat versichern lassen. Er hatte außerdem noch einen kleinen privaten Grund, der Frau Anderson diesen Gefallen zu erweisen: sie hatte ihm kürzlich für sein Gedicht mit so überquellendem Gefühl gedankt, daß man es nicht gut anders als eine Entladung hatte nennen können. Der Dichter räumte weiter in ihm, und er sagte:

„Wie, wenn wir auch unsere Frauen versichern ließen?“

„Was, unsere Frauen?“ fragte der Etatsrat. „Nein, das geht nicht, ich bringe meine nicht dazu. Sie wissen: die Untersuchung. Nie und nimmermehr.“

„Ich meinerseits bin der Ansicht, daß wir beinahe dazu verpflichtet sind.“

Es entstand eine Pause. Der Etatsrat dachte stark nach.

„Sie muß es tun!“ rief er dann plötzlich. „Ich gehe sofort zu ihr.“

Selten hatte die Etatsrätin ihren Mann so bestimmt auftreten sehen, er duldete keinen Einwand.

„Wir sind dazu verpflichtet,“ sagte er schließlich mit den Worten des Generalkonsuls.

„Dazu verpflichtet?“

Da spielte der Etatsrat den Geistesgegenwärtigen und Verschmitzten, er verbaunte sich ganz und gar nicht, nickte vielmehr ein feierliches Nicken und sagte:

„Ja, wir müssen es tun. Wir haben eine Tochter, von der wir einmal fortmüssen.“

Und trotzdem die Tochter bereits mit zwei Millionen verheiratet war, ließ sich kein, gar kein Einwand erheben gegen diese Feierlichkeit . . .

Der fremde Arzt hatte die Hände voll zu tun, um die vielen vornehmen Herrschaften inwendig und auswendig zu untersuchen und ihnen Atteste auszustellen, ihrem Zustande gemäß. Er war ein junger, dunkeläugiger Mann in hellgrauem Anzug. Der Löwe Oxentand konnte sich neben ihm nicht behaupten, sondern wurde zu einem Nichts in den Tagen, als der fremde Arzt sich in dem Pensionate aufhielt. Anfangs machte er den Versuch, gleichgültig zu bleiben; als aber auch Frau Trampe, die Schönheit, stärkeren Glanz in die Augen bekam, wenn sie den Arzt sah, da verlor der gute Löwe den Kopf.

„Gespielt haben Sie mit mir,“ sagte er zu Frau Trampe. Er sagte es käalich und wiederholte seine Vorwürfe.

Eines Tages antwortete sie ihm ohne Umschweife — denn sie war seiner überdrüssig:

„Ich hab nicht mit Ihnen gespielt. Aber ich liebe Sie nicht so, wie Sie es gern hätten. Und was sollte denn auch daraus werden? Ich bin verheiratet, bedenken Sie das.“

„Sie hätten damit anfangen sollen, mir das zu sagen,“ erwiderte er. „Aber damit haben Sie ganz im Gegenteil nicht angefangen.“

„Aber recht, recht gute Freunde wollen wir sein, nicht wahr?“ fuhr sie fort.

Da lachte der Löwe.

„Und Sie sollen mir wie eine Schwester sein, heißt's nicht so?“ . . .

Sie war in den Arzt verloren und sprach des Abends im Garten mit ihm.

„Ich kenne jemand, der glücklicher sein könnte,“ sagte sie und wurde sprühend rot.

„Aber nicht Sie sind das?“

„Doch, ich bin es. Sie sind Arzt und ver- stehen es. Es ist so gefährlich, auf dem Lande

zu liegen und ferngesund zu werden von der Luft und dem Meer. Und hier ist keiner, mit dem man reden könnte. Hier war keiner, bevor Sie kamen.“

Der Löwe Oxentand ging vorüber. Er schien nach jemand zu suchen, um ihn zu erschlagen.

„Diese Frau Anderson kann mit Ihnen zusammen sein, wann sie will,“ sagte die Frau.

Der Doktor lachte:

„Nur in geschäftlichen Angelegenheiten. Wir versichern die Leute. Sie verdient Geld wie Heu . . . Lassen Sie mich mal Ihren Ring sehen. Geben Sie mir doch Ihre Hand. Nicht? Bloß einen Augenblick?“

„Nein, das wag ich nicht. Tut Frau Anderson es? . . . Gott, nun lege ich meine Hand in die Ihre, als ob ich in etwas einwilligte. Aber lieber Gott, ich tu es nicht, ich willige in nichts, verstehen Sie mich recht. Aber, mein Vester, was tun Sie da?“

Sie zog ihre Hand zurück.

Aber er hatte sie vorher geküßt.

„Wie fein und warm Ihre Hand ist,“ sagte er.

Und Frau Anderson ging vorüber. Wurde die Eifersucht in ihr wach? Ihre Augen schimmerten so seltsam herüber, als sie die beiden sah. Frau Anderson setzte stolz ihren Weg fort; doch als der Löwe Oxentand auf der Veranda saß und sie anzureden begann, da kam sie ihm mit ungewöhnlichem Eifer entgegen. Und sie blieben sitzen in langem, feberhaftem Gespräch, als hätten sie beide Grund, den zweien im Garten zu zeigen, daß sie einander gefunden hätten. Frau Anderson hatte keine Furcht mehr vor den Rechnungen. Sie bezahlte in dem Pensionat, als wäre die kleine Schuld ein Nichts gewesen, ein Trinkgeld, das von den großen Versicherungsprämien abfiel. Und der Etatsrat warf an dunkeln Abenden große Duftkerzen in ihr Fenster. Sicherlich stand sie hier bei allen Frauen in höchster Ungnade; aber was ging das ihn an! Sie schien ein Herz von Stein zu haben gegenüber allen, mit Ausnahme derer, für die sie Interesse gefaßt hatte. So verfügte sie über kein Mitgefühl mit ihrem unglücklichen Konkurrenten, dem Versicherungsagenten Anderson. Er war ein Hornvieh, er hielt sich nicht an die Herzen. Aus den wenigen Worten, die sie mit ihm gewechselt hatte, konnten die Umstehenden hören, was die beiden einander gönnten: nichts. Tod und Vernichtung.

Agent Anderson sah aus wie eine einzige gefährliche Verchwörung.

In einer warmen Nacht hatte der Etatsrat sich einmal zum Fenster hinausgelehnt, um sich abzukühlen. Es war finster, und er hörte nur das leise Rauschen der Bäume im Garten. Er hatte den Einfall, ein Auge auf Frau Andersons Fenster im Erdgeschoß zu haben: daß sie geschlossen seien, daß die Lampe gelöscht sei, und daß sie selber schlafe. Da hört er im Dunkeln ein Fenster öffnen, es ist eins von Frau Andersons Fenstern, und ein Mann springt auf die Erde hinunter. Der Etatsrat verspürte ein bösesartiges Stechen, und er konnte in dieser Nacht nicht schlafen.

Am Morgen trug er sein fürchterliches Geheimnis wie ein Mann, später am Tage aber ließ er ab von dem Kampf in der Stille. Er begab sich zu Frau Milde und erzählte ihr die Sache.

Es stellte sich heraus, daß diese beiden Pensionsgäste, die sich erst hier kennen gelernt hatten, schon weit vorgeschritten waren im gegenseitigen Verstehen. Es war wohl die gesunde Luft, die so Großes vollbracht hatte.

(Schluß folgt.)



Herr Besenstiel.*

„Guten Morgen, Herr Besenstiel,
Sie schimpfen heute viel zu viel,
Warum zu allem die bösen Mienen,
Herr Besenstiel was ist mit Ihnen?“

Wer hat in Ihren Haaren gehaust?
Der Besenkopf ist ganz zerzaust,
Auch fehlt die Schnur, die einer zer schnitten,
Nein wirklich: Sie haben sehr gelitten.

Wer zehnmal hin zur Erde fiel,
Der plumpfte genug, mein Besenstiel.
So oft Sie fallen, muß ich erschrecken,
Plumpsen Sie weiter, hol' ich den Stecken.“

So sprach der Hans mit keckem Gesicht,
„Na warte“, so dachte der Bösewicht.
„Noch schlimmer ist es, wenn ich rase.“
Und Schwapp — fiel er auf seine Nase.

So lagen nun beide, bis Hans es gefiel
Zu sagen: „Wie geht's Herr Besenstiel?“
Da lachte der Besen vergnügt und heiter —
Nun aber Kinder geht's nicht weiter.

E. H. Straßburger.

Indische Märchen. Früher hat man Indien manchmal als die älteste Heimat des Märchens angesehen. Das ist nun nicht ganz richtig: auch anderswo hat der Märchenbrunn schon in sehr früher Zeit gesprudelt. Aus dem ägyptischen Altertum sind uns Märchen erhalten, die unmöglich auf indische Vorbilder zurückgehen können. Und das Gleiche gilt für andere Völker. Das deutsche Volk insbesondere hat uralte eigene Märchen, die nicht entlehnt sind. Wahr ist aber auch, daß zahlreiche Märchen, die bei uns jedermann kennt und für ursprünglich deutsch zu halten geneigt ist, vielmehr von Indien herübergekommen sind. Auf dem Wege über Persien und durch die Araber hat sich in Deutschland eine Menge von Märchen und Fabeln eingebürgert, die in Indien zu Hause und in den indischen Märchenansammlungen zu finden sind. Deren gibt es mehrere von großem Alter, so die Fabeln des Vidpai, ferner das Pant-schatantra und den zum Teil auf dem Pant-schatantra beruhenden Sitopadesa. Die Märchen der letztgenannten Sammlung, deren Titel zu deutsch „Freundliche Belehrung“ bedeutet, haben ein ganz respektables Alter; denn der Sitopadesa ist vor circa zwölfhundert Jahren niedergeschrieben worden und beruht, wie gesagt, auf weit älteren Vorbildern. Die Form des Buches ist ziemlich fremdartig: in der Art, wie wir sie aus der Originalfassung von „Tausend und eine Nacht“ kennen, sind zahlreiche Erzählungen ineinander geschachtelt, so daß man nicht haben muß, den durchgehenden Faden nicht zu verlieren. Die kürzesten unter den eingeschalteten Geschichten sind aber ohne weiteres verständlich. Einige davon, hauptsächlich Tierfabeln, seien hier auszugeweiht wiedergegeben. Mit der deutschen Geschichte vom Esel in der Löwenhaut berührt sich die indische Fabel vom Esel und dem Tigerfell. Der Esel eines Wäjägers in Hastinapura ist vom vielen Lasttragen ganz kraftlos geworden und scheint dem Tode verfallen. Da bedeckt ihn der Eigentümer mit einer Tigerhaut und läßt ihn auf den Getreidefeldern anderer Leute frei. Wenn ihn nun die Besitzer der Felder erblicken, halten sie ihn für einen Tiger und machen sich aus dem Staube. Der Esel aber mäktet sich und kommt wieder zu Kräften. Eines Tages nun steht ein Sturmwächter mit Bogen und Pfeil, in einem grauen Mantel gehüllt, in gebückter Stellung an einer Ecke des Feldes. Der Esel hält ihn aus der Ferne für eine Efelin, läßt ein freudiges Ja ertönen und tragt herzu. Durch das Ja aber hat sich der Esel im Tigerfell verraten und fällt dem Sturmwächter zum Opfer. In einem anderen Märchen des Sitopadesa wird der Esel für seinen guten Willen mit einer Tracht Prügel belohnt. Bricht da ein Dieb bei einem Einwohner von Benares ein, der fest schläft. Auf dem Hof ist ein Esel angebunden, und auch ein Hund liegt da. Langohr weist nun den Hund auf seine Pflicht hin, den Herrn durch Bellen auf den Einbrecher aufmerksam zu machen. Der Hund aber verspürt keine Lust dazu, denn seine bisherige Wachsamkeit ist ihm von dem sicher gewordenen Herrn

durch undankbare Vernachlässigung übel gelohnt worden. Da nennt ihn der Esel zornig einen Schurken, will seinerseits die Obliegenheit des Hundes erfüllen und erhebt ein lautes Geschrei, um den Herrn zu wecken. Der aber ahnt nicht die gute Absicht des Grauliers, ist übel erbaut davon, durch das Ja um den Schlaf gebracht zu werden und verläßt den Esel jämmerlich: anstatt Dank erulet Leid, wer die Pflichten anderer auf sich nimmt. Eine „Moral“ haben alle die Geschichten des Sitopadesa. Vor der Gemeinschaft mit Bösewichtern warnt die Fabel vom Flamingo, der Krähe und dem Wandersmann. Auf einem Feigenbaum an der Straße nach Abschschajini nisteten ein Flamingo und eine Krähe. Ein Wanderer kommt des Weges und legt sich ermattet von der Hitze und dem Marsch unter den Stamm, um in seinem Schatten zu schlummern. Bald aber dreht sich die Sonne und bescheint das Gesicht des Schlafers mit glühenden Strahlen. Mitleidig breitet der Flamingo seine Flügel aus und spendet dem Wandersmann Schatten. Die böshafte Krähe dagegen läßt ihren Irrat in den geöffneten Mund des Schlafenden fallen und fliegt dann eiligst davon. Der Wandersmann erwacht, sieht nur den Flamingo, hält ihn für den Störenfried und erlegt ihn mit einem Pfeilschuß. In die Geschichte vom Esel im Tigerfell erinnert ein wenig das Märchen vom blauen Schafal. Ein Schafal ist in ein Faß mit Indigo gefallen. Mit Mühe und Not heraus und in den Wald davongekommen, entdeckt er, daß er ganz blau aussteht. Er freut sich über diesen vornehmen Anstrich und hofft, durch sein ungewöhnliches Aussehen eine hervorragende Stellung erringen zu können. Darum beruft er die Schafale zusammen und macht ihnen klar, daß ihn die Waldegöttheit zum König über den Wald gemacht habe: „Betrachtet unsere Farbe! So hat denn von heute ab in diesem Walde alles zu geschehen, wie Wir es anordnen!“ Ehrfurchtsvoll fallen die Schafale vor ihm nieder und sagen: „Wie Majestät befehlen!“ Inmitten seiner Verwandten gelingt es dem Schafal, Herrscher über alle Tiere des Waldes zu werden. Tiger, Löwen und andere Vornehme zieren seinen Hof. Wald schämt er sich der Schafale, und schließlich geht er so weit, sie aus seiner Umgebung zu verbannen. Sie sinnen auf Rache. Ein alter Schafal hat einen guten Plan. „Es kommt“, sagte er, „nur darauf an, ihn zu entlarven; denn der Tiger und die anderen, die sich durch seine Farbe täuschen lassen, erkennen ihn nur darum als König an, weil sie nicht wissen, daß er ein Schafal ist.“ Um ihn aber als Schafal zu entlarven, sollen sich alle Schafale am Abend in seiner Nähe einfänden und plötzlich in ein lautes Geheul ausbrechen. Da wird dann die Natur ihn zwingen, mit einzustimmen, der Tiger wird ihn an der Stimme erkennen und ihn töten. Und so geschah es. Eine andere Fabel hat die Moral, ein Diener solle nichts so vollbringen, daß er seinem Herrn entbehrlich werde. Sonst könne es ihm gehen, wie der Rabe Milchhohr. Ein Löwe hauste in einer Höhle des Gebirges Arbudasitara. Darin wohnte auch eine Maus. Wenn der Löwe schlief, kam sie aus ihrem Loch und benagte ihm die Mähne. Das erboste den Löwen sehr; aber er vermochte die Maus nicht zu fangen: ehe er sich's versah, war sie wieder in ihrem Loch. Da geht der Löwe ins nächste Dorf, fängt sich die Rabe Milchhohr, nimmt sie mit in seine Höhle und nährt sie reichlich mit Fleisch und Mark. Aus Furcht vor der Rabe kam nun die Maus nicht mehr aus ihrem Loch. Der Löwe konnte wieder ruhig schlafen. Schließlich aber trieb der Hunger die Maus hervor. Die Rabe fing und tötete sie. Als nun die Maus nicht mehr da war, brauchte der Löwe auch die Rabe nicht mehr, er versorgte sie nicht mehr mit Nahrung, und sie starb an Entkräftung. Schließlich noch die Geschichte von dem hoffnungsvollen Brahmanen, der die Töpfe zerbrach. Ein Brahmane oder Priester der Stadt Dewitola bekam einmal eine Schüssel voll Gerstenmehl. Damit ging er in die Verkaufshalle eines Töpfers, die mit Geschirre angefüllt war, legte sich in eine Ecke schlafen und dachte: wenn er die Schüssel mit dem Mehl verkaufe, so bekomme er dafür einige Goldstücke. Dafür werde er hier Töpfe und Schüsseln einhandeln. Die wolle er wieder verkaufen, und so werde seine Kasse wachsen. Schon fängt er in Gedanken ein Geschäft an mit Betelnüssen, Stoffen und sonstigen Waren. Seine Phantasie arbeitet weiter, und er sieht sich schon als reichen Mann. Was tut er mit dem Reichthum? Er nimmt sich vier schöne Frauen und macht sich sein Eheglück aus, wie sie auf einander eifersüchtig sein werden. Aber sie sollen sich nicht unterstehen zu zanken. Sonst fährt er mit dem Stock dazwischen. Dabei suchte er — und zwar in Wirklichkeit — mit dem Stock. Der Stock fliegt ihm aus der Hand und in das Geschirre des Töpfers, wobei natürlich

nicht nur die Töpfe, sondern auch die Zukunfts-träume des phantasievollen Brahmanen in Trümmer gehen. Dies Geschichtchen muß jedem, der in seiner Kindheit Märchen gehört und gelesen hat, bekannt vorkommen: es gehört zu jenen zahlreichen Märchen, die vom Ganges nach Deutschland gewandert sind. —

Das Rätselspiel bildet eine der unterhaltendsten Gedächtnisübungen für Jung und Alt. Man kann seinen Ursprung bis ins graue Altertum verfolgen, denn schon die Bibel (Richter 14) berichtet von einem Rätsel, welches Simson seinen Hochzeitgästen aufgegeben haben soll. Die eigentliche Pflegestätte dieser „Gedächtnis Kunst“ aber war Griechenland. Die sieben Weisen bedienten sich der Rätsel zu didaktischen Zwecken; sie kleideten dieselben in bestimmte Versmaße, und so gingen die Rätsel dann von Mund zu Mund. Auch die „göttliche“ Offenbarung, welche den Menschen durch den Mund der Priester zuteil wurde, hüllte sich vielfach in das Gewand des Rätsels, dem Menschen es überlassen, den rechten Sinn zu deuten; dies gilt namentlich von den „Orakeln“ des griechischen Altertums. Der nüchternen und ernsten Charakter der Römer macht es begreiflich, daß sie dem Rätselspiel weniger Aufmerksamkeit zuwandten. Um so größeren Beifall aber fand dieser Sport bei unseren germanischen Vorfahren. Die uralten Stabdenkmal, welche uns in der Edda erhalten geblieben sind, zeugen von dem Werte, den man diesen Frage- und Antwortspielen beilegte. Groß ist auch die Zahl der Rätsel, die das Mittelalter überliefert hat und welche hauptsächlich in Volksbüchern oder Volksliedern auf uns gekommen sind. Eine vollständige „Rätselsammlung“ soll im Jahre 1505 zu Straßburg erschienen sein. In neuerer Zeit haben sich zahlreiche Dichter und Schriftsteller mit dem Auffassen von Rätseln beschäftigt, u. a. auch Schiller, Körner, Hebel, Schleiermacher, Brentano, Hauff usw. Einrock hat ein „Deutsches Rätselbuch“ und Hoffmann einen großen „Deutschen Rätselschatz“ herausgegeben. —

Rätselsprung.

des	ban-	dein	te	vor-	ter-	Wa-
relch	Früch-	bei	ge-	nen,	u-	Da
ten.	Som-	par-	Blä-	hen,	rum	Win-
Geiß-	zu	ben	der	zer-	schie-	ber.
mers	Wilt	zu	Blät?	hen,	blä-	gibt
leicht	Fr.	Far-	ge-	bunt	ach,	er-
du	Flucht?	Denn	War	ben	du	mehr
Bon	viel-	ten	le	die	Herbst	ble
D-	See-	Frucht?	men	wenn	nicht	fei-
War	nicht.	ber	Blä-	ne	Blü-	ber

Auflösung des Kreuz-Rätsels.

B D G
a ä n
r m g
B a r o m e t e r
D ä m m e r u n g
E n g e r i n g
t u i
e n i
r 8 9

Auflösung des Rätselsprungs.

Nicht jag' nach Glück: du wirst es nie erringen;
Indes du jagst, ermatten dir die Schwingen,
Und deine schöne Jugendzeit vergeht.
Willst du ein wahrhaft Glück in dir errichten,
So laß das Glück und tu' nur deine Pflichten;
Die Jugend fliehet, die Tugend nur besteht. —

Reichel.

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Nachdruck des Inhalts verboten!

* Aus dem empfehlenswerten Büchlein: „Kinder-Lieder für das Volk“ von Egon Hans Straßburger. Wilschmid von Hellmuth Eichrodt. Mannheim. Mannheimer Aktien-Druckerei L. G. Preis 20 Pf.